

Aus der Reihe: Buch zum Frühstück

Was uns (nicht) zusammenhält

Ein Essay von Birgit Bahtić-Kunrath

Jänner 2023

Als Zeitungsleserin und Konsumentin politischer Auseinandersetzungen begleitet mich seit einigen Jahren eine Diagnose, die sich wie ein roter Faden durch Analysen und Debatten zieht: Unsere Gesellschaft sei immer stärker polarisiert und falle zunehmend auseinander. Dieser Befund – der an sich in der Geschichte der Demokratie sicher kein neuer ist, man denke an die zerrissene politische Landschaft der Ersten Republik – erfuhr im Zuge der sogenannten Flüchtlings-„Krise“ 2015 einen bedeutenden medialen Aufschwung.

In den folgenden Jahren verstärkte sich der Eindruck, dass der Zusammenhalt im Land verlorengelht: Stadt vs. Land, Jung vs. Alt, Arm vs. Reich, Willkommenskultur vs. geschlossene Grenzen und schließlich, als COVID-19 das bestimmende Thema wurde, „Team Vorsicht“ vs. „Team Freiheit“. Die EU-Sanktionen gegen Russland aufgrund des Angriffs auf die Ukraine und die damit einhergehenden ökonomischen Verwerfungen gelten als der nächste Testballon für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Der aktuelle Befund lautet: Es gibt kein „Lagerfeuer“ in der Republik mehr, um das wir uns als Gesellschaft – ungeachtet unserer sozialen Herkunft, unserer politischen Meinung, unserem wirtschaftlichen Hintergrund – versammeln. Gleichzeitig handelt es sich hier um kein österreichisches Phänomen, sondern um eines, welches wir in vielen westlichen Demokratien beobachten.

Warum schwindet das Gemeinsame in unserer Gesellschaft vermeintlich? Sind es die Individualisierung, der ökonomische Druck und der damit einhergehende Wettbewerb untereinander? Oder haben wir einfach verlernt, mit anderen Meinungen umzugehen, die doch ein essentieller Bestandteil einer funktionierenden Demokratie sind? Ist das proklamierte Auseinanderdriften der Gesellschaft vielleicht überbewertet – ein mediales Blätterrauschen, das mehr von Zuschreibungen als von realen Prozessen lebt?

Das vorliegende Essay stellt Literatur vor, welche diese Fragen aus sehr unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Im Zentrum stehen jedoch jene Fragen, die in der oftmals hitzigen

Diskussion um das Ende des gesellschaftlichen Zusammenhalts mitunter verloren gehen: **Was hält unsere Gesellschaften eigentlich zusammen? Was sind Lösungen, um die wahrgenommenen Spaltungen zu überwinden?**

Der US-amerikanische Evolutionsbiologe *Mark W. Moffet* zeichnet in „Was uns zusammenhält“ menschliche Gesellschaften als ein Resultat unserer biologischen Anlagen, betont aber, dass wir aktiv Gesellschaft gestalten können. *Armin Nassehi*, Soziologe in München, verweist in seinem jüngsten Werk „Unbehagen“ auf moderne Gesellschaften als hochdifferenzierte Systeme, die in hunderte von Subsystemen zerfallen – Zusammenhalt muss unter diesen Bedingungen neu gedacht werden. Der bereits vor 20 Jahren erschienene, kürzlich neu überarbeitete Klassiker „Bowling alone“ des US-amerikanischen Politikwissenschaftlers *Robert D. Putnam* nimmt sich der Rolle der Zivilgesellschaft an, als Grundlage für gesellschaftlichen Zusammenhalt und in Folge für eine gesunde Demokratie. In der Zusammenschau sehen wir: Differenz ist in der Moderne unvermeidbar, doch Zusammenhalt ein zentraler Aspekt für das Überleben von Gesellschaften. Es gilt, diese Gegenpole zusammenzudenken.

Was uns zusammenhält. Eine Naturgeschichte der Gesellschaft.

In den Sozialwissenschaften beschäftigt man sich seit langem damit, wie Gesellschaften funktionieren – doch selten begreift man den Menschen dabei als natürliches Wesen, welches von der Evolution geprägt ist und seinen Instinkten folgt. Der US-amerikanische Naturwissenschaftler *Mark W. Moffett* macht in seinem Werk „Was uns zusammenhält. Eine Naturgeschichte der Gesellschaft“ genau das: Auf immerhin 683 Seiten zeichnet er den Aufstieg und Fall von Gesellschaften als natürliches Phänomen nach.

Sowohl unter jenen Tierarten, die Gesellschaften bilden als auch unter Menschen wird in Gesellschaften zwischen „Insidern“ und „Outsidern“ unterschieden. Fremden begegnet man mit Skepsis; im schlimmsten Fall werden sie als nicht gleichwertig angesehen. Tatsächlich konstatiert Moffett gleich am Anfang seiner Ausführungen, dass Menschen sich diesbezüglich weniger von tierischen Gesellschaften unterscheiden als uns lieb sein mag: „Zu Hause habe ich gesehen, wie amerikanische Mitbürger auf Außenseiter (...) mit Unbehagen, Verwirrung und manchmal sogar Wut reagierten. Es ist eine urtümliche Reaktion: Beide Seiten denken, wie seltsam der andere doch ist, obwohl wir uns als Menschen sehr ähnlich sind: zwei Arme, zwei Beine und der Wunsch nach Liebe, Heimat und Familie.“ (Moffett 2018, 14) Eine weitere wenig erfreuliche Nachricht ist, dass wir mit dem Ende unserer Gesellschaft quasi fix rechnen müssen: „Alle Gesellschaften, ob von Tieren oder Menschen, ob einfache Gruppen von Jägern und Sammlern oder riesige industrielle Komplexe, finden irgendwann ihr Ende – durch Eroberung, Anpassung, Assimilation, Spaltung oder Tod. Diese Vergänglichkeit wird leicht übersehen, wenn man nur in Lebenszeiten von Menschen denkt.“ (Moffett 2018, 17f) Die primären Risikofaktoren sind dabei weder Krieg noch Umweltzerstörung, sondern die „Vergänglichkeit der Identitäten ihrer Mitglieder.“ (ibidem) Die meisten Gesellschaften sterben also einen leisen Tod, weil der Zusammenhalt vergeht. Hingegen hält eine gemeinsam geteilte Identität eine Gesellschaft verlässlich zusammen.

Die Abgrenzungen, welche Gesellschaften gegenüber anderen machen, werden durch sogenannte „Marker“ sichtbar gemacht: Kulturelle Attribute, Werte, Moral, Traditionen. Für Außenstehende, die diese Marker nicht teilen, ist es schwer in einer Gesellschaft Fuß zu fassen. Gleichzeitig stärken solche Marker den innergesellschaftlichen Zusammenhalt. Moffett zeigt mit Blick auf unsere zunehmend diversen Gesellschaften durchaus anthropologischen Pessimismus. Tatsächlich sind wir fast alle „racial profilers“. In wenigen Sekunden schätzen wir unser Gegenüber anhand äußerer Merkmale ein und greifen auf bekannte Klischees zurück, selbst wenn wir uns für offene und reflektierte Menschen halten – eine Annahme, die von der Forschung mehrmals belegt wurde: „Selbst wohlmeinenden Menschen gelingt es oft nicht, Personen aus einer anderen Gruppe ausschließlich aufgrund ihres Charakters zu beurteilen.“ (S. 271)

Problematisch wird das, wenn wir uns dabei nicht nur überlegen fühlen, sondern anderen Gruppen das Menschsein absprechen: Spätestens dann, wenn die „Fremden“ nicht dem eigenen „richtigen“ moralischen Code folgen, fallen sie aus den Grenzen einer fairen

Behandlung heraus. Wenn dann ein übersteigertes Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Gemeinschaft kommt – der Moment, wenn jegliche Individualität beiseitegelassen wird und man in der anonymen Masse aufgeht – kann es zu Katastrophen wie Genoziden kommen. Zusammenhalt kann also durchaus destruktive Züge tragen und im schlimmsten Fall zu kollektiven Verbrechen gegenüber „Anderen“ führen.

Doch selbst wenn Kooperation gelingt und Frieden bewahrt werden kann – keine Gesellschaft überlebt für immer. Meistens ist es ein langsamer und stiller Tod durch Wandel, den Gesellschaften erleiden: „Je mehr Veränderungen sich bei den Markern einer Gesellschaft ansammeln, ohne dass die Mitglieder sich darauf einstellen, desto zersplitterter wird diese Gesellschaft wahrscheinlich sein. Am Ende (...) erreicht jede Gesellschaft ihre Belastungsgrenze.“ (Moffett 2018, 379) Kurz gesagt: Je mehr sich Identitäten auseinanderentwickeln, je fragmentierter eine Gesellschaft wird, desto kürzer wird sie überleben, vor allem, wenn sich neue Gruppen bilden, die über Jahrzehnte ihre eigene Identität aufbauen. Das heißt: Damit unsere ausdifferenzierten Staaten auch in Zukunft funktionieren, müssen sie eine gemeinsame Identität schaffen – eine echte Herausforderung. Gesunder Patriotismus kann hier eine gemeinschaftsstiftende Rolle spielen, im Gegensatz zum exkludierenden Nationalismus.

Am Schluss seiner Ausführungen betont Moffett noch einmal, dass Gesellschaften kein menschliches Phänomen sind, sondern in der Natur in vielen Formen vorkommen. Gesellschaften bringen echte Vorteile, können aber auch schlimmste Gewalt anstiften. Klar ist auch, dass jede Gesellschaft irgendwann ihr Ende erreicht. Es gilt, die Freiheitsbedürfnisse und Identitäten der immer komplexer werdenden modernen Gesellschaften klug auszutarieren, Dominanz einzelner Gruppen zu vermeiden und Minderheiten nicht an den Rand zu drängen. Dazu braucht es funktionierende, Vielfalt fördernde Institutionen – aber auch einen gemeinsamen Nenner, der alle verbindet. Nationen haben sich hier besonders bewährt: „Ein Staat, der starke Bindungen zwischen seinen Mitgliedern fördert und auch seinen Umgang mit anderen Gesellschaften ähnlich meisterhaft handhabt, dient dem umfassenderen Wohlbefinden seiner Bürger, verlängert seine Lebensdauer und macht sein Vermächtnis zu einem Glanzpunkt in der Geschichte der Menschheit.“ (Moffett 2018, 542) Moffetts Werk ist somit ein Plädoyer für Demokratie und Vielfalt, aber auch für das Zurückstellen von Sonderinteressen. Zwar zeigt der Autor auseinanderbrechende Gesellschaften, Krieg und Genozid als anthropologische Konstanten, macht aber auch deutlich, dass der Mensch immer Handlungsspielraum hat, Dinge anders zu gestalten. Es gilt, die dunkle Seite in unserem individuellen und gesellschaftlichen Handeln zu sehen, zu verstehen und ihr aktiv entgegenzutreten.

Einen gänzlich anderen Blick auf die Gesellschaft und auf die Art, wie wir zusammenleben, bringt der deutsche Soziologe *Armin Nassehi* mit seinem jüngsten Buch „Unbehagen“ ein.

Unbehagen. Theorie der überforderten Gesellschaft

Armin Nassehi – er ist bekannt durch weit rezipierte Werke zu Digitalisierung und zu Protest – diskutiert dieses Mal, ob wir als Menschen in einer Gesellschaft überhaupt funktionieren können. Seine zentrale These: Die Gesellschaft ist mit sich selbst überfordert. Der Autor stellt dabei, angelehnt an die Theozidee¹, die „Soizidee“-Frage in den Vordergrund: Warum gibt es noch immer so viel Leid und so viele ungelöste Probleme in unseren Gesellschaften, obwohl wir die Mittel dagegen hätten? Als Referenzkrisen dienen Nassehi dabei die COVID-19-Pandemie und der Klimawandel. Beide Krisen zeigen, wie hoch ausdifferenzierte Gesellschaften daran scheitern, konsensual eine gute Lösung zu finden, selbst wenn ausreichend Wissen dafür vorhanden ist. Nassehi stellt drei besonders wirksame Soizideen vor: menschliches Handeln, die Gewohnheit des Alltags, und schließlich die Forderung nach einem Miteinander – drei Gründe, warum wir so schwer zu gemeinsamen Lösungen selbst in Krisenzeiten kommen.

Menschliches Handeln ist selbst in demokratischen Gesellschaften nur vordergründig selbstbestimmt und vielmehr vom „sozialen Raum“ der gesellschaftlichen Subsysteme wie Erziehung, Recht, Bildung, etc. begrenzt: Auch wenn wir in unserer individualisierten Kultur auf Selbstwirksamkeit pochen, sind unsere Handlungen von einer hochkomplexen Gesellschaft beschränkt, was wiederum echte gesellschaftliche Veränderungen erschwert. Zur Gewohnheit lässt sich sagen, dass sie einen beträchtlichen Teil unseres Handelns prägt: „Alles könnte auch anders sein, auch weil alle in der Lage sind, etwas anderes zu tun – aber wie das Gehirn die Teile des Eisbergs, die unterhalb der Bewusstseinsoberfläche sind, nicht zur bewussten Kenntnis nimmt, verzichtet gesellschaftliche Praxis auf die permanente Infragestellung der eigenen Praxis, deren Funktion ja gerade ist, das Infragestellen möglichst unwahrscheinlich zu machen.“ (Nassehi 2021, 55) Gewohntes Verhalten zu ändern ist langwierig und herausfordernd und vor allem wehren sich Menschen auch gegen erzwungene Gewohnheitsänderungen.

Die dritte Soizidee betrifft das Miteinander. Das Unterstreichen des Gemeinsamen ist laut Nassehi eine sehr wirksame Erzählung, aber eben nur eine Erzählung. Die zunehmende Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme im Zuge der Modernisierung führte paradoxerweise gleichzeitig zu einem wachsenden Bedürfnis nach Zusammenhalt, vor allem in Form der Nation. Es war diese Idee, welche gesellschaftlichen Zusammenhalt schaffen sollte, „(...) als jene Form von Moral, die einen Zusammenhang dort stiftete, wo er nicht da war.“ (Nassehi 2021, 57)

Hier kommt die Systemtheorie ins Spiel, auf die sich Nassehi hauptsächlich bezieht. Die Systemtheorie geht davon aus, dass eine Gesellschaft aus zahlreichen Subsystemen besteht, die eigenen Handlungslogiken und -möglichkeiten unterliegen. Das macht Gesellschaften auch so komplex und unübersichtlich. Modernen Gesellschaften fehlt somit ein einheitlicher „Guss“ – Wirtschaft, Wissenschaft, Bildungsbereich, Gesundheitsbereich, Recht, Politik, usw. haben

¹ Die Frage, warum ein guter Gott Leiden zulässt.

andere Voraussetzungen und Bedürfnisse, unterschiedliche Denkweisen, verschiedene Ziele. Dazu kommen „Übersetzungsprobleme“ zwischen den einzelnen Teilbereichen – hier bräuchte es „Andockstellen“, um Austausch überhaupt zu ermöglichen. Kurz zusammengefasst: Es gibt im Grunde keinen gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Um aus der Überforderung mit der Gesellschaft und dem damit einhergehenden „Unbehagen“ auszubrechen schlägt der Autor vor, unterschiedliche Interessen- und Betroffenheitsperspektiven in den einzelnen Subsystemen adäquat zu repräsentieren bzw. auch Perspektiven jenseits des eigenen Subsystems mitzudenken – gerade in der Pandemie sei dies jedoch nicht passiert. In der Kommunikation muss man „anschlussfähig sein“, im Sinne eines neuen kategorischen Imperativs: „Handle so, dass Dein Gegenüber anschließen kann (...).“ (Nassehi 2021, 318) Es geht dabei nicht um Konsens, sondern dass alle auch nach ihren eigenen, vom jeweiligen Subsystem geprägten Regeln, sich untereinander austauschen und in Beziehung treten können, innerhalb gemeinsamer, verbindender demokratischer Institutionen.

Im Gegensatz zu vielen modernen, transformatorisch angelegten Ansätzen sieht Nassehi Bildung nicht als Schlüssel für die Bewältigung der großen Krisen unserer Zeit: Aufklärung und Einsicht sind wichtig, bringen häufig aber keine Veränderung mit sich, weil eben Verhaltens- und Strukturänderungen wesentlich komplexer sind und man dem eigenen Subsystem verhaftet bleibt. Kurioserweise könnte ausgerechnet der Konsum eine wichtige Rolle für Zusammenhalt und Veränderung spielen: Mit Konsum erreicht man nämlich auch jene, die den akademischen Krisendiskursen grundsätzlich fernstehen. Konsum hinterfragt nicht ständig und gibt somit Stabilität. Konsum ist anschlussfähig. Daher darf es bei Nassehi auch am Schluss etwas provokant sein, wenn es um Zusammenhalt und Krisenbewältigung geht: „Vielleicht kann man es auf die ätzende Formel bringen, dass Konsum womöglich leistungsfähiger ist als Bildung.“ (Nassehi 2021, 336) Es gilt, jene Menschen abzuholen, die vom Heilsbringer „Bildung“ nie erreicht werden, und sie mit ihrer Lebenswelt in die Krisenbewältigung einzubinden.

Der neue Zusammenhalt, der dadurch entsteht, ist im engeren Sinne also keiner, denn er belässt uns in unseren Welten, akzeptiert diese, hinterlässt damit ein wenig eine unregierbare Gesellschaft – und doch kann diese Gesellschaft, ohne die unrealistische Erzählung eines übergreifenden Zusammenhalts, innovativ, lösungsorientiert und zukunftsfähig werden: nämlich, wenn wir unsere Unterschiedlichkeiten akzeptieren, zulassen und darüber hinwegkommen.

Nassehis Buch ist keine leichte Lektüre, vor allem sprachlich. Das ist schade, weil das Buch einen neuen Blick auf die Frage unseres Scheiterns angesichts der großen Aufgaben unserer Zeit erlaubt. Gleichzeitig verschwinden bei Nassehi individuelle Handlungsspielräume, individuelle Moral und Lebensentwürfe. Der Mensch als denkendes, fühlendes, handelndes Subjekt spielt keine wichtige Rolle in den Ausführungen – wir sind vielmehr „Produkte“ unserer systemischen Umwelt und Zwängen. Ein weiteres Problem bei Nassehis Zugang ist,

dass er letztendlich wenig empirisches „Unterfutter“ bietet. Es stellt sich die Frage, ob seine Theorie zum gesellschaftlichen „Unbehagen“ überhaupt empirisch überprüfbar ist oder letztlich ein Konstrukt bleibt, um eine komplexe Realität zu erfassen, die erst durch die Überlegungen des Autors entsteht. Ein empirischer Zugang zum gesellschaftlichen Zusammenhalt bietet vor allem der letzte Beitrag dieses Essays.

Bowling alone. The Collapse and Revival of American Community.

Im Jahr 2000 publizierte der US-amerikanische Politikwissenschaftler *Robert D. Putnam* ein Buch, welches auch außerhalb der wissenschaftlichen Disziplin aufgegriffen und bald zu einem Klassiker gesellschaftspolitischer Literatur wurde: „Bowling Alone“ machte Begriffe wie „soziales Kapital“, „Bridging“ und „Bonding“ zu Begriffen unserer Alltagssprache und war eine wirkmächtige Gegenerzählung zum Neoliberalismus der 80er und 90er Jahre, welcher den Individualismus als kaum hinterfragbare säkulare Religion propagierte. Zum 20-Jahr-Jubiläum hat Putnam das Werk überarbeitet und um Betrachtungen zur Digitalisierung und aktueller Herausforderungen wie den Klimawandel erweitert. Wichtig ist dabei, dass Putnam in seinem Buch sich ausschließlich mit den USA beschäftigt und nicht alle Erkenntnisse und Argumente auf andere Gesellschaften übertragbar sind – und dennoch ist vieles auch aus europäischer Perspektive relevant.

Kern von „Bowling Alone“ ist eine empirische Bestandaufnahme der amerikanischen Zivilgesellschaft – angefangen von Sport- über Strickvereine zu politischen Organisationen, Gewerkschaften, Kirchen, und auch – in den USA mangels Sozialstaates besonders wichtig – philanthropische Organisationen. Zivilgesellschaft ist für Putnam aber auch, Dinner-Einladungen auszusprechen oder sich mit Freunden zum Poker-Abend zu verabreden. Eine starke Zivilgesellschaft steht für einen starken gesellschaftlichen Zusammenhalt, für eine gemeinsame Erzählung, dass wir als Bürger*innen einen Beitrag leisten können.

Putnam stellt zunächst fest, dass die US-amerikanische Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert auf eine große zivilgesellschaftliche Tradition zurückblickte, die ständig im Wachsen war und damit soziales Kapital schuf. Soziales Kapital baut auf Netzwerken, die auf Gegenseitigkeit beruhen und die Individuen in ein größeres „Ganzes“ einbinden.

Der Einbruch beim sozialen Kapital kam in den 80er Jahren. Immer weniger Menschen waren bereit, sich außerhalb ihrer Familien in Organisationen oder Vereinen zu engagieren. Dieser Niedergang fand in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen statt: Mit großer Akribie hat der Autor Statistiken zu politischer Partizipation, dem Engagement in zivilgesellschaftlichen Organisationen, religiösem Leben (auch dieses nimmt stark ab – entgegen dem Bild, welches die mit hoher Schlagkraft ausgezeichneten evangelikalen Bewegungen zeichnen), und dem Engagement in der Arbeitswelt (hier geht es vor allem um Gewerkschaften) zusammengetragen. Doch auch informelle Beziehungen und freiwilliges Engagement (vor allem im Bereich der Philanthropie) wurden weniger. Besonders interessant ist der Rückgang von Vertrauen in die Mitmenschen: „In short, people who trust others are

all-round good citizens, and those more engaged in community life are both more trusting and more trustworthy. Conversely, the civically disengaged believe themselves to be surrounded by miscreants and feel less constrained to be honest themselves.” (Putnam 2020, 137).

Während die klassische Zivilgesellschaft bis heute an Boden verliert, gibt es auch Gegentrends: Gruppierungen, die sich zu einem bestimmten Thema zusammenfinden, wie die Klimabewegung oder Selbsthilfegruppen. Das Internet schafft Räume für neue Arten des Engagements. Allerdings fehlt häufig die Regelmäßigkeit und Langfristigkeit früherer Formen des Engagements.

Warum verlieren die USA beständig an sozialem Kapital?

Eine erste wichtige Erkenntnis ist, dass der Verlust an sozialem Kapital alle Bevölkerungsgruppen gemeinsam betrifft: Männer wie Frauen, Protestant*innen und Katholik*innen, schwarze und weiße Bevölkerung. Doch gibt es Unterschiede, vor allem mit Blick auf Bildung: „College graduates are more than twice as likely to serve as an officer or committee member of a local organization, to attend a public meeting, to write Congress, or to attend a political rally. (...) Education, in short, is an extremely powerful predictor of engagement.” (Putnam 2020, 186)

Der größte Faktor für den Rückgang gesellschaftlichen Engagements ist der Generationenwandel: Mit den Babyboomern ist eine neue Generation herangewachsen, die zivilgesellschaftliches Engagement als nicht mehr sinnstiftend oder interessant wahrnimmt. Dazu kommen steigender zeitlicher und finanzieller Druck einer zunehmend fordernden Arbeitswelt, das Entstehen großer Streusiedlungen außerhalb von historisch gewachsenen Zentren, und das wachsende elektronische Unterhaltungsangebot, welches die Couch attraktiver als die Vereinssitzung macht.

Der Verlust an sozialem Kapital ist aus mehreren Gründen problematisch, denn hohes soziales Kapital bringt eine Reihe von Vorteilen für eine demokratische Gesellschaft: Klassische Probleme kollektiven Handelns können leichter gelöst werden, wenn es eine geteilte Idee eines guten Ergebnisses gibt – bedingt durch soziale Normen und Netzwerke, die solche Normen an ihre Mitglieder weitergeben. Zudem erleichtert soziales Kapital das Funktionieren von Zusammenleben, was wiederum der Gesellschaft insgesamt einen Vorteil bringt: „Where people are trusting and trustworthy, and where they are subject to repeated interactions with fellow citizens, everyday business and social transactions are less costly.” (Putnam 2020, 288) Soziales Kapital stärkt auch unser Bewusstsein dafür, wie stark wir miteinander verbunden sind – das erlaubt, auch andere Perspektiven einzunehmen und die eigene Position immer wieder mal zu interfragen. Mit Blick auf Nassehi könnte man sagen, man geht über ein Subsystem hinaus und schließt sich mit anderen Kontexten kurz – man wird toleranter. Schließlich zeigt aktuelle medizinische Forschung, dass Menschen, die stark in Netzwerke eingebunden sind, gesünder sind und besser mit Schicksalsschlägen umgehen können. Es ist wohl kein Zufall, dass die Opioid-Krise in den USA nahezu zeitgleich mit dem Absturz des Sozialkapitals aufkam.

Putnam macht in Folge eine Reihe von Bereichen aus, in denen soziales Kapital besonders positiv wirkt: So zeigen amerikanische Bundesstaaten mit höherem Sozialkapital (v.a. die Staaten im äußersten Osten und Westen der USA) weniger Teenagerschwangerschaften, weniger Teenagerkriminalität und generell gesündere Kinder. Nachbarschaften sind sicherer und lebendiger, Wirtschaft und Demokratie sind stabiler. Vor allem steigt der Zusammenhalt insgesamt, mit positiven Auswirkungen auf verschiedenste gesellschaftliche Bereiche: „(...) the more people are involved in networks of civic engagements (from club meetings to church picnics to informal get-togethers with friends), the more likely they are to display concern for the generalized other – to volunteer, give blood, contribute to charity, and so on.“ (Putnam 2020, 340)

Dennoch räumt Putnam ein, dass Netzwerke nicht nur positive Effekte haben können. So kann soziales Kapital auch exkludierend eingesetzt werden, etwa wenn eingeschworene Gruppen die Gesellschaft außerhalb ablehnen. Soziales Kapital kann auch die individuelle Freiheit einschränken. Man denke etwa an die rigiden 50er Jahre, eine Zeit wo bürgerliches Engagement blühte, wo jedoch auch soziale Rollen stark vorgegeben waren und wenig Toleranz für Außenseiter*innen herrschte. Insofern ist Sozialkapital kein Selbstläufer; es muss immer reflektiert werden, welche Formen es annimmt und ob es mit individueller Freiheit vereinbar bleibt.

Wie kann man dem Verlust von Sozialkapital entgegenwirken? Es gilt, Plattformen zu suchen oder zu schaffen, wo man Menschen trifft, die nicht so sind wie man selbst, sei es der Sportklub oder der Chor – regelmäßig, auf Augenhöhe, dem Prinzip der Gegenseitigkeit verpflichtet. Es gilt, wieder öffentliche Räume zu schaffen, die Begegnungen erlauben. Es braucht zudem ein Arbeitsumfeld, welches Arbeitnehmer*innen schätzt und Druck minimiert. Neue Formen der politischen Partizipation, auch Dank Digitalisierung, können beim Aufbau von Sozialkapital helfen. Die Herausforderung ist auf alle Fälle groß – doch sieht Putnam Sozialkapital als unabdingbar, um die großen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit zu bewältigen.

Fazit

Was hält uns (nicht) zusammen? Das Essay hat drei Zugänge zu dieser Frage diskutiert. Aus einer anthropologisch-naturwissenschaftlichen Perspektive sind wir Menschen Gesellschaftswesen. Wir profitieren vom Zusammenhalt – doch oft zum Preis der Abwertung jener, die nicht zu unserer Gemeinschaft gehören. Zudem hat jede Gesellschaft ein Ablaufdatum, vor allem wenn ihr Zusammenhalt sich langsam auflöst. Die Systemtheorie wiederum konstatiert, dass gerade unsere modernen Gesellschaften gar kein Zentrum haben, Zusammenhalt vor allem eine politische Erzählung ist und es hauptsächlich darum geht, wie wir uns über unterschiedliche Subsysteme hinweg verstehen lernen – was vor allem für die Bewältigung von Krisen wichtig ist. Schließlich zeigt die Zivilgesellschaft, dass bürgerliches Engagement gesellschaftlichen Zusammenhalt und damit die demokratische Gesellschaft insgesamt stärkt. Doch kann eine starke gesamtgesellschaftliche Erzählung häufig auch

einschränkende soziale Kontrolle bedeuten. Mit Blick auf unsere modernen Gesellschaften und die individuellen Freiheiten, die wir genießen, sei daher die Frage erlaubt, ob wir uns wirklich diesen „Zusammenhalt“ wünschen: Ist unsere persönliche Vorstellung von Zusammenhalt nicht immer ein Ausdruck dessen, was wir für die Gesellschaft für richtig halten? Wie könnte heutzutage eine große gemeinsame Erzählung aussehen? Birgt gesellschaftlicher Zusammenhalt nicht auch immer die Gefahr, dass es Gruppen gibt, die davon ausgeschlossen sind und dadurch Nachteile haben? Differenz ist in der Moderne unabdingbar – vielleicht auch zum Preis, dass unsere Gesellschaft irgendwann untergeht. Historisch, so lehrt uns Maffett, wäre das ein völlig normaler Prozess, der auch ohne Katastrophen abgewickelt werden kann.

Vielleicht braucht es letztendlich einfach mehr Akzeptanz, Toleranz und Gelassenheit, anstelle eines Zusammenhaltes, der schon lange nur mehr ein mediales Bild, eine politische Erzählung, ein diffuser Wunsch ist als eine gesellschaftliche Realität. Hier sei noch einmal auf Putnam verwiesen: Gerade zivilgesellschaftliches Engagement lehrt uns diese Eigenschaften, die vielleicht wertvoller sind, als das „gemeinsame Lagerfeuer“, an dem niemand mehr sitzen will.

Literatur

Maffett, Mark M.: *Was uns zusammenhält. Eine Naturgeschichte der Gesellschaft*. Frankfurt: S. Fischer, 2018.

Nassehi, Armin: *Unbehagen. Theorie der überforderten Gesellschaft*. München: C.H. Beck, 2021.

Putnam, Robert D.: *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*. New York: Simon and Schuster, 2020.